

Teilabdruck aus:

Walter Gödden

Traumata

Psychische Krisen
in Texten von Annette von Droste-Hülshoff
bis Jan Christoph Zymny

Ein Materialienbuch

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2021

Die vorliegende Veröffentlichung erscheint im Rahmen des Projekts
»Outside I Inside I Outside. Literatur und Psychiatrie«
gefördert von der LWL-Kulturstiftung und vom Land Nordrhein-
Westfalen. Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport

LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.



**Ministerium für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Publiziert von
Aisthesis Verlag Bielefeld 2021
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de

Open Access ISBN 978-3-8498-1658-2
Print ISBN 978-3-8498-1766-4
www.aisthesis.de



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

POSTTRAUMATISCHE BELASTUNGSSTÖRUNGEN in den Romanen Klaus Märkerts (2009-2019)

Ich bin schon den dritten Sonntag in Folge im Krankenhaus. Es ist ein merkwürdiges Krankenhaus, so viel steht fest. Erst letzte Woche sollte ich eine Spritze bekommen, die für einen Herrn Becker bestimmt war. Die Schwester hatte das Zimmer verwechselt. Hätte ich nicht aufgepasst und mich entsprechend geweigert, die Spritze entgegenzunehmen, dann hätte ich sie anstelle des Herrn Beckers bekommen. Solche Verwechslungsgeschichten passieren hier häufiger, die falsche Spritze, das falsche Medikament, die falsche Dosis. Manchmal denke ich, dass es sich gar nicht um Verwechslungen handelt, sondern Teil eines geheimen Sonderprogramms ist, eine Art Test der Gehirnfunktionen. (Märkert-Lesebuch¹, S. 134)

Zur Abwechslung ein Lesebühnenautor. Allerdings kein Poetry-Slammer, eine Gattung, die Klaus Märkert ablehnt, weil sie zu sehr auf Effekt abziele und durch die vorgegebene kurze Performance-/Lese-Dauer nur geringen literarischen Gestaltungsspielraum biete. Bei Märkert, der nach dem Jurastudium als Sozialarbeiter, Taxifahrer, DJ, Schallplattenverkäufer, Diskothekenbetreiber (u. a. Mitbegründer der legendären Bochumer Dark-Wave-Diskothek *Zwischenfall*) und Musikredakteur bei *Marabo* (Szenemagazin im Ruhrgebiet) arbeitete und eine feste Szenegröße im Ruhrgebiet ist, steht Storytelling mit längerem Atem im Vordergrund.

Er hat neben etlichen Kurzgeschichten mehrere Romane veröffentlicht – zuletzt *Wie wir leuchten im Dunkeln geben wir so verdammte gute Ziele ab* (2017) und *Das Besondere kommt noch* (2019) –, die autobiografisch geprägt sind, sich aber jeder selbstdarstellerischen Attitüde verweigern. Statt aufs Plakative setzt er auf lakonische Selbstreflexion. Seine oberste Maxime ist dabei, nicht ins Schwafeln oder Selbstbeweihräuchern zu geraten: »Das tun andere ja schon zuhauf. Die Unterhaltungsliteratur quellt über von geschwätzigen Ü-500-Seiten Schmöckern.«²

Seine Erzählungen sind hingegen makaber, skurril und eigenwillig-verschoben – Texte wie »gedrucktes LSD«, wie einmal geschrieben wurde.³ Zu seinen literarischen Vorbildern zählt Märkert unter anderem

Michel Houellebecq, Ian McEwan, TC Boyle, Martin Amis, Andreas Altmann und von den Klassikern Dostojewski, Poe, E. T. A. Hoffmann, Bukowski, Henry Miller, Knut Hamsun und durchaus auch Stephen King, Woody Allen und Roald Dahl.⁴

Anfang der Neunzigerjahre erlitt Märkert (Jg. 1953) einen Herzinfarkt. In der Reha wurde ihm geraten, mit dem Schreiben zu beginnen. Er bemerkte nach einer gewissen Zeit, dass er in einen »Flow« kam, es »entstanden Metaphern und Szenen, die mir gut und originell genug erschienen, um dranzubleiben. Ich begann, an mich als Autor zu glauben.«⁵ Einige Jahre später leitete Märkert selbst Kurse für kreatives Schreiben in der Erwachsenenbildung. Die Literatur wurde sein zweites Standbein. Heute tritt er häufig als Gastautor oder auch als Mitgestalter diverser Literaturevents (meist auf der Club-Schiene) in Erscheinung. Mit »Nachthumor« kreierte er überdies ein eigenes Markenzeichen.

In seinen Romanen schildert Märkert ungeschminkt die Stationen seiner Krankengeschichte, eng verbunden mit dem Gefühl, dem oft unfähigen und selbstgefälligen Medizinbetrieb hilflos ausgesetzt zu sein. Die medizinische Diagnose lautete in seinem Fall »Thombus im Herzen«, Magenschleimhautentzündung, Magengeschwür, Herzattacken. Wiederholt landete der Autor auf der Intensivstation und erlitt Rückschläge. Eine Situation auf des Messers Schneide und das ohne jede Vorschädigung:

Im nächsten Moment, der etwa drei Stunden später stattfindet, befinde ich mich auf der Intensivstation. Ich sei zwischendurch eine Zeit lang tot gewesen, heißt es lapidar. Herzstillstand. Man hätte mich mit einem externen Defibrillator zurückholen müssen, obwohl man zuvor mein Herz nur ein ganz klein wenig geärgert hätte, wäre dieses angeblich sofort stehen geblieben.

Der Arzt spricht tatsächlich davon, dass man während des Tests mein Herz ein ganz klein wenig geärgert hätte.

Herz ärgere dich nicht, denke ich, und am Ende vom lustigen Krankenhaus-Spielchen komme ich nach Meinung der Spielleiter um die Implantation eines Defibrillators nicht mehr herum. So lautete von vornherein das Krankenhaus-Wunschergebnis.

Ist schon klar, denke ich. (Ebd., S. 137)

Ich bin entlassen. Aus dem Krankenhaus entlassen. Der Defibrillator wacht in mir. Gut und unheimlich zugleich. Aberwitzige Gedanken kommen mir: Was wohl solch ein Defibrillator wiegen mag? Ich müsste mal auf die Waage und mein Gewicht kontrollieren ...

Die erste Nacht daheim folgt und mit ihr der erste Albtraum: Keine Monster, kein Killer, nicht einmal ein Taschendieb erscheint mir. Es ist weit schlimmer: Das Nichts kommt auf mich zu, das totale, pechschwarze Nichts ist mit einem Mal um mich herum, so fett und unbarmherzig schwarz, so undurchdringlich, dass ich vor Angst begonnen habe zu wimmern. So bist du also tot, denke ich im Traum und wimmere. Und wenn du tot bist, folgere ich, dann passiert eben genau das hier: Es passiert nichts, und es gibt auch nichts zu sehen. Die Schwärze des Todes ist so kolossal endgültig und schluckt alles um dich herum. Schwarze Farbe auf einem Blatt Papier ist lächerlich dagegen ...

Ich reiße die Augen auf. Es ist noch immer dunkel, beruhigenderweise normal dunkel, so dunkel wie es eben nachts in meinem Schlafraum ist. Mein Herz schlägt viel zu schnell. Der Albtraum hat es ordentlich in Schwung gebracht. Hat es angestachelt, schneller zu schlagen. Der Puls rast geradezu. Mein Gott, jeden Augenblick kann der Defibrillator anspringen und zum vernichtend rettenden Schlag ausholen! Ich muss unbedingt zur Ruhe kommen. Ehe die Maschine es bemerkt. Sie ist für immer in mir, ist ein Teil von mir geworden, aufs Zuschlagen programmiert, und sie schläft nie. Keine Sekunde. Ich werde ihr Gefangener sein für den Rest meines Lebens. Eine Mensch-Maschine. Ein Cyborg. Leuchtend wie Phosphor. (Ebd., S. 138)

Ein weiteres Thema ist die Reaktion seiner Umwelt auf den gesundheitlichen Kollaps:

Eine Woche habe ich den Infarkt nun überlebt. Man hat mir erklärt, die meisten Komplikationen würden in den ersten Stunden oder Tagen nach dem Infarkt auftreten. Die größte Gefahr wegen eines dummen Satzes und der damit verbundenen Aufregung einem Re-Infarkt zu erliegen, scheint demnach gebannt, und so gebe ich das Startzeichen für die Verwandtenbesuche. Alle kommen mit betroffenen Gesichtern und sagen übereinstimmend: »Was machst du denn für Sachen?« Sie schenken mir Ratgeber, die vielversprechende Titel tragen: *Das Leben nach dem Herzinfarkt* oder

Die zweite Chance. In den Büchern geht's darum, wie man sich nach Krankenhausaufenthalt und anschließender RehaMaßnahmen verhalten soll. Auf Abbildungen sieht man Sechzig- bis Neunzigjährige über Wiesen und durch Wälder spazieren mit gesunden, roten Lebertranbacken und dem immerfort lustigen Gesichtsausdruck von Volksmusikanten. Und dazu scheint jedesmal die Sonne ...

Scheint sie auch für jemanden, der bis zur Stunde X als DJ in einer Independent-Disco gearbeitet hat? Ich meine, welche Droge könnte mich wohl von heute auf morgen in einen nichtrauchenden Wackeldackel-Fan verwandeln.

»Ja mein Gott«, singt die Verwandtschaft im Chor, »wie unglaublich schrecklich das alles. Und das in deinem Alter!« Und dann trinken sie von meinem Stille-Quelle-Wasser, weil die Krankenhausluft so trocken ist. Und während ihre Bäuche trotz des reduzierten Kohlensäuregehalts glucksende Geräusche machen, fragen sie mich, ob ich denn vorher nichts bemerkt hätte. Noch ehe ich antworten kann, reden sie schon von den Symptomen, die regelmäßig zum Herbst hin in den Fernsehzeitungen aufgelistet sind, dem Brennen hinter dem Brustbein, dem Druckschmerz, der auch zur Schulter oder zum linken Arm ausstrahlen kann.

»Nein«, sage ich in ihre Trink- und Atempause hinein, »vorher war nichts.« Dabei verschweige ich, dass ich gerade in der Zeit kurz vor dem Infarkt manchmal nachts aufgeschreckt war, weil ich das Gefühl hatte, das Kopfkissen wäre mit Tränengas eingesprüht. Ich denke, das hatte auch mehr mit meiner DJ-Tätigkeit im *Zwischenfall* zu tun: Die Gruftis tragen ständig Gaspistolen oder Gassprays mit sich herum, um sich gegen die Naziglätzen zur Wehr zu setzen. Für alle Nazi-Glatzköpfe ist Gruftis-Verhauen zu einer Art Volkssport geworden. (Ebd., S. 131)

Märkerts dokumentarische Schilderungen bilden das genaue Gegenteil zur literarischen Aufarbeitung des Krankheits- und Therapiegeschehens etwa bei Hans Dieter Schwarze (s. S. 251ff.) oder Michael Klaus (s. S. 288ff.). Sind sie dem:der Leser:in vielleicht deshalb so nahe? Märkert hat seine Krankheit überlebt und einen adäquaten Weg gefunden, sie zu bewältigen, unter anderem durch das Medium Literatur. Der Tod wird für ihn dennoch ein Dauerthema bleiben. In der nachfolgenden Erzählminiatur hat er ihn vorsichtig-surreal gestaltet:

Nach meinem Tod werde ich wiedergeboren als großer, hellbrauner Teddybär mit schwarzen Augen. Vom Spielzeuggeschäft geht es in ein Kinderzimmer. Zwei Mädchen leben dort, neun Jahre alt, Zwillinge mit Zopffrisuren und Zahnsparren. Ich gehöre jeder nur halb. Erst ist alles gut. Ich liege in der Mitte des Doppelbetts. Vier Hände graben sich zärtlich ins Fell. Später dann kommt Streit auf unter den Schwestern und bleibt. An meinen Armen und Beinen wird gerissen. Auch am Kopf. Heftig und immerzu. Kein Winterschlaf, der mich schont. Nachts, wenn die Schwestern schlafen, träume ich vom Moor und wie schön es wäre, dort zu sein, bei den toten Bäumen, den konservierten Leichen und ganz langsam im schwarzen Morast versinken zu können. (The Future. Musik: Black Egg – *Back to Nature*) (Ebd., S. 146)

Die nachfolgende Szene ist Märkerts Romandebüt *Requiem für Pac-Man* (2013) entnommen. In ihr beschreibt der Autor seine erste Therapiesitzung und seinen Einstieg in die Welt der Literatur:

Meine erste Therapiestunde ist für vierzehn Uhr angesetzt. Fünf Minuten vor zwei befinde ich mich vor der Tür des Therapeuten mit dem Namen Dr. Schwitz-Kasalotzki und warte, eingelassen zu werden. Ich klemme die Ohrstecker in die Gehörgänge. Zeit für einen Song bleibt noch: *Abwärts – Die Reise*.
»Wir segeln in die goldene Zukunft, seid ihr alle da?«
Ob der Therapeut wohl Schwitz heißt und seine Frau Kasalotzki oder anders herum? Es gibt ja diesbezüglich keine verlässlichen Regeln.
Vierzehn Uhr.
Klick.
Walkman aus.
Ich klopfe und drücke die Türklinke hinunter, ohne dass mich jemand dazu aufgefordert hätte.
Es tut sich nichts, das heißt, die Tür gibt dem Druck meines Oberkörpers nicht nach ...
Es sind bereits fünf Minuten über die Zeit.
»Einen Augenblick noch«, ruft eine männliche Stimme, nachdem ich einen Doppelklopfer an die Tür gesetzt habe.

Also wieder hinsetzen und warten. Ich nehme den anderen Stuhl. Sei gerecht zu den Dingen bedeutet, die Sitzflächen gleichmäßig abnutzen ... Weitere zwei Minuten vergehen.

There must be more to Ufe than this, denke ich.

»Kommen Sie bitte!«, ruft daraufhin die Schwitz-Kasalotzki Stimme, und ich komme.

»Herr Märkert?«, fragt die Stimme.

Ich nicke nur, obwohl ich kurz davor stehe, »Herr Dr. Schwitz-Kasalotzki?«, zu erwidern.

Dann sitze ich auch schon auf einem Stuhl mit Kissen und Armlehne, und mir gegenüber hockt der kaum einen Meter und siebzig große Therapeut, dessen Hände lang ausgestreckt auf dem runden Tisch liegen, der sich zwischen uns befindet. Er trägt keinen einzigen Ring an seinen Klavierfingern, was nicht so recht zu seinem Namen passen will, und schüttet sich aus einer Thermokanne ein bräunliches Getränk in eine Tasse.

»Möchten Sie auch einen Tee?«, fragt er, und sein Blick geht knapp über mich hinweg.

»Warum nicht?«, sage ich und habe das Gefühl, dass er mein Haar begutachtet und sich fragt, ob die Haare von Natur aus derart Schwarz sind, oder ob ich mit Färbungschemikalien nachgeholfen habe.

»Mit Milch oder Zitrone?«, fragt der Therapeut und hantiert mit der Thermokanne.

»Ohne alles«, sage ich und rühre, obgleich es ja nichts zu rühren gibt, wenig später mit dem Löffel, der auf dem Unterteller liegt, in meiner Tasse herum. Das mache ich aus Verlegenheit über die Dinge, die sich in den folgenden Minuten ereignen.

Dr. Schwitz-Kasalotzki öffnet seine Aktentasche und entnimmt derselben eine Banane. Die Sache an sich scheint mir schon verdammt ungewöhnlich, aber es wird rasch noch weit ungewöhnlicher. Die Banane ist eine Banane, deren bessere Tage schon eine ganze Weile zurückliegen. Die Farbe der Schale hat sich vom satten Gelb ins leicht Bräunliche verändert und zwischendrin gibt es zahlreiche fette, schwarze Flecken.

»Macht es Ihnen etwas aus, ich bin heute noch nicht einmal dazu gekommen zu frühstücken«, sagt der Therapeut.

»Nein«, erwidere ich, »das macht mir nichts aus.«

Meine Antwort kommt spontan, unüberlegt, denn es macht mir sehr wohl etwas aus. Ich frage mich, ob es allen anderen Patienten auch so ergeht, dass ihr jeweiliger Psychologe zu Beginn der ersten Therapiestunde eine halbfäule Banane vertilgt.

Womöglich ist es Teil der Behandlung, kommt mir in den Sinn. Eine Art Früherkennungstest. Wer das aushält, ist entweder nicht oder erst recht ernsthaft krank.

Einen Moment lang denke ich an Protest, verwerfe den Gedanken aber sogleich wieder, schon weil ich neugierig geworden bin, wie sich die Dinge hier weiter entwickeln.

Der Doktor schält die Frucht, das heißt, er zieht die Schale an den Seiten herunter, bis nur noch der untere Teil mit Schale versehen ist, der sich in seiner Hand befindet, und es ist nun schon eine gewisse künstlerische Fertigkeit vonnöten, die angematschte Banane zusammenzuhalten und als Ganzes zum Mund zu führen.

Er beißt ein ordentliches Stück ab und kaut darauf herum, wobei er den Mund nicht öffnet, sodass ich von dem Anblick verschont bleibe, bei dem sich der Bananenmatsch mit Speichel vermischt.

Um den Tisch herum hat sich ein ganz spezieller Geruch ausgebreitet nach einem Stück Obst, welches man im Discounter nicht einmal mehr zum halben Preis hätte verkaufen können.

Der Doktor beißt ein zweites Mal ab und mampft.

Ich atme wieder den muffigen Geruch beginnender Fäulnis ein und starre gebannt auf den letzten Bissen der Frucht, welcher von der Schale befreit aus seiner Hand ragt. Dieser Bissen ist durch und durch matschig und von wahrhaft ungesunder, mittelbrauner Farbe.

Aus reinem Selbstschutz hätte ich an dieser Stelle wegsehen müssen, ist mir doch klar, dass sich solche Bilder tief in mein Gedächtnis brennen und mich dann in Alpträumen monatelang heimsuchen.

Ich kann nicht.

Ekel hat durchaus etwas Faszinierendes.

»Sie haben noch gar nichts von ihrem Tee getrunken«, sagt Schwitz-Kasalotzki und schiebt die rechte Hand mit dem Bananenrest in Richtung Mund. In Erwartung einer Antwort hat er seinen Blick noch deutlicher in meine Richtung geschwenkt, quasi fein justiert und mich einen Augenblick lang prüfend angesehen. Dabei müssen sich wohl ein paar meiner

Gedanken übertragen haben. Jedenfalls scheint es so, als würde er sich erst in diesem Augenblick bewusst, was sich nur noch wenige Zentimeter von seinen Lippen entfernt befindet. Er blickt in Richtung Bananenmatsch, zieht die Stirn kraus, lässt die rechte Hand sinken, dreht dieselbe dann, bis die Schale den ekelerregenden Rest der Frucht bedeckt, erhebt sich von seinem Stuhl und verschwindet in einem angrenzenden Raum.

Es macht deutlich Flopp, und obwohl ich es nicht sehen kann, weiß ich, dass der Bananenmatsch gerade einem Abfallkorb übergeben worden ist und zwar ohne dass sich der Doktor groß gebückt hat. Es folgt noch ein zweites Flopp mit leicht veränderter Klangfarbe.

Vielleicht hat er die Reste, die sich noch unzerkaut in der Mundhöhle befanden, ausgespuckt, denke ich. Und dann denke ich, wo bist du hier? Was ist das für ein Mensch?

Ein Schwitz-Kasalotzki ...

Ist das ein Mensch?

Wenig später vernehme ich das Plätschern von Wasser, und schon kommt der Psychodoktor zurück mit dem Handtuch noch in der Hand, nimmt seinen Platz erneut ein und sagt:

»Erzählen Sie mal, warum sind Sie hier?«

»Posttraumatisches Belastungssyndrom«, sage ich, und als ich es sage, erschrecke ich, und die Bezeichnung kommt mir geradezu ungeheuerlich vor, als gehörte sie kein bisschen zu mir und meinem Leben und wäre mir lediglich von außen, also von den Medizinerinnen übergestülpt worden, um mich einzusortieren, katalogisieren, ja verwalten zu können.

Wie lange das denn schon so gehe mit mir, fragt der Therapeut.

»Einige Jahre«, gebe ich zur Antwort und sinne gleichzeitig wie ein Schachspieler über den nächsten Zug meines Gegenübers nach.

Es folgen jedoch keine gezielten Angriffe auf mich und meine Psyche sondern eher ein paar Ablenkungsmanöver, etwas wie Auf der Stelle Herumtreten, also persönliche Fragen nach Alter, Beruf, Beziehungen, Eltern, Geschwistern und so weiter bis Schwitz-Kasalotzki mit einem Mal den Tonfall ändert (seine Stimme klingt plötzlich wie die eines Nachrichtensprechers) und mich nach meinem Krankenhausaufenthalt fragt.

»Im Mai 1989 hatten Sie Ihren Herzinfarkt, nicht wahr?«

Wie sich das anhört. Als hätte jedermann seinen eigenen Infarkt. Und ich hatte den meinen eben im Mai 1989.

»Hatte ich«, sage ich und denke an Flopp, Flopp.

Er hat gerotzt, denke ich, er ist Psychologe, Therapeut und hat in den Papierkorb gerotzt.

Schwitz-Kasalotzki sagt: »Hatten Sie also« und nickt dazu und schweigt dann.

Auch ich schweige dann.

Ingmar Bergman füllt den Raum.

Ich trinke einen Schluck Tee, verschlucke gleichzeitig ein paar Teeblattreste, die wohl absichtlich auf dem Tassenboden herumgelegen haben und durchbreche das Schweigen mit einem mittelpfächtigen Hustenanfall. Schwitz-Kasalotzki sieht mir beim Husten zu.

Als ich mich beruhigt habe, sagt er: »Sie haben mich vorhin gerettet, wissen Sie das?«

Ich mache ein überraschtes Gesicht. Nicht freiwillig. Ich bin überrascht.

»Sie haben so eindringlich auf den matschigen Bananenrest gestarrt, dass ich darauf aufmerksam geworden bin und registriert habe, was ich mir da beinahe in den Mund gestopft hätte. Widerlich!«

Schwitz-Kasalotzki schüttelt sich vor Ekel.

»Wissen Sie was?«, sagt er, »wir fangen hinten an, oder auch vorne, ich meine, im Hier und Jetzt. Was halten Sie davon?«

Ich kann nicht mehr zum Ausdruck bringen als mein ratloses Gesicht.

Mein Gesichtsausdruck zeigt Wirkung, Schwitz-Kasalotzki fügt erklärend hinzu, dass es ihm beim Hier und Jetzt um mich und meine berufliche Zukunftsvision geht.

»Kommen Sie mir nicht mit irgendwelchen Dingen, die Sie nicht interessieren«, sagt er, »mir geht es um Ihre Idealvorstellung.«

»Vielleicht schreiben, also Schriftsteller«, sage ich.

Ob ich etwas in der Art schon einmal gemacht hätte, fragt der Therapeut, und ich nicke und erzähle ihm von meiner kurzen Zeit als Musikredakteur beim Ruhrgebietsmagazin *Marabo* und von meiner Idee, die Erlebnisse der vergangenen Jahre in einem autobiographischen Roman niederzuschreiben. »Gut«, sagt Schwitz-Kasalotzki, »dann fangen Sie doch gleich in der Kurklinik damit an. Schreiben Sie es auf. Die für Sie wesentlichen Dinge, die mit Ihnen passiert sind, seit Sie im Sommer 1989 das Krankenhaus verlassen haben. Bringen Sie mir zu jeder Therapiestunde etwas davon, und lesen Sie es mir vor. Wie wäre das?«

Er sieht mich an und streckt mir die rechte Hand entgegen.

Ich bin überrascht von dem, was er sagt, beeindruckt, aber mehr noch überrannt, und obgleich ich auf diesen Deal eigentlich gar nicht eingehen möchte, greife ich seine Hand und schüttele dieselbe. Bin mir der Tragweite gar nicht bewusst. Ich ergreife seine Hand allein in der Hoffnung, dass die erste Stunde damit gelaufen ist.

»Also abgemacht«, sagt Schwitz-Kasalotzki.

»Abgemacht«, sage ich, und es echot und hallt in mir nach bis ich draußen auf dem Gang bin und nicht einmal mehr sagen kann, ob ich mich tatsächlich ganz freundschaftlich, ja geradezu kumpelhaft von einem Therapeuten namens Schwitz-Kasalotzki verabschiedet habe oder nicht.

Es gibt kein Zurück, du musst damit anfangen, den Roman zu schreiben, denke ich später und fühle mich wie ein Bergsteiger, der gerade öffentlich erklärt hat, die Eiger-Nordwand zu nehmen, obwohl er bis dahin nur mal kurz im Sauerland herumgekraxelt ist.

Solange man das Vorhaben wie einen idealisierten Traum mit sich herumträgt, wie eine in unbestimmte Zukunft gerichtete Wunschvorstellung von einem Kapitel Selbstverwirklichung, hat die Idee etwas Heiliges, etwas Großes, etwas Wunderbares. Der Handschlag mit dem Banane vertilgenden Therapeuten namens Schwitz-Kasalotzki lenkt die Dinge für mich in neue Bahnen, befreit die Vorstellung aus dem Später-Einmal-Palast und baut sie direkt vor mir auf, tackert sie an meinen Rücken, und ich schleppe sie mit mir herum von A nach B und zurück wie einen zweiten Schatten. Und wenn ich es nicht schaffe?

Einen Roman schreiben, das sagt sich leicht so dahin.

Ich kenne die Sprüche nur zu gut:

Jeden Tag nur eine Seite schreiben, das ergäbe im Jahr dreihundertfünf-undsechzig Seiten. Dreihundertundfünfundsechzig Seiten reichen voll und ganz aus für einen Roman. Selbst wenn am Ende des Jahres nur zweihundert Seiten fertiggestellt wären, würde das noch ausreichen.

Also lautet der gute Vorsatz fürs nächste Jahr: Am ersten Januar anfangen und Ende des Jahres stolz zurückblicken auf die zweihundert und mehr Seiten. Ich habe gerade beschlossen, dass es mindestens zweihundert Seiten werden sollen. Und hier in der Kurklinik habe ich die Zeit und die Ruhe, gut vorzulegen. Das wird schon, sage ich mir, auch wenn der erste Januar 1999 bereits ein paar Tage zurückliegt ... (S. 38-41)

Anmerkungen

- 1 Lesebuch Klaus Märkert. Hg. von Karl-Heinz Gajewsky. Bielefeld 2020.
- 2 Interview mit Klaus Märkert vom 21.02.2015, in: *T-Arts. Magazin für (Alternativ) Kunst und (Sub)Kultur*. Online unter: <http://t-arts.com/klaus-maerkert-schallplatten-unterhalter-und-schriftsteller/> (zuletzt abgerufen am 22.10.2020).
- 3 Vgl. www.eygennutz-verlag.de/autoren/klaus-m%C3%A4rkert/
- 4 Interview mit Klaus Märkert (Anm. 2).
- 5 Ebd.

Inhalt

Vorab	9
WELTSCHMERZ in Anton Mathias Sprickmanns Autobiografie <i>Meine Geschichte</i> (1787ff.)	11
TODESÄNGSTE in Annette von Droste-Hülshoffs Werken und Briefen	22
INNERE ZERRISSENHEIT – Christian Dietrich Grabbes Briefe	39
SCHIZOPHRENE GEWALT in Peter Hilles Erzählung <i>Ich war der Mörder</i> (1888)	56
TÖDLICHER WAHNSINN in Gustav Sacks Romanfragment <i>Paralyse</i> (1913/14)	69
PSYCHIATRIEERFAHRUNGEN in Lebenszeugnissen Jakob van Hoddis’ und Gustav Sacks (1912/1916)	84
PERSÖNLICHKEITSSPALTUNG in Adolf von Hatzfelds Erzählung <i>Franziskus</i> (1919)	92
DROGENABHÄNGIGKEIT in Paul Schallücks Roman <i>Die unsichtbare Pforte</i> (1954)	103
TRAUMATA in Peter Paul Althaus’ Gedichtband <i>Wir sanften Irren</i> (1956)	114
DESTRUKTIVER NARZISSMUS in Heinrich Schirmbecks Roman <i>Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey</i> (1957)	127

MORDFANTASIEN in Thomas Valentins Roman <i>Hölle für Kinder</i> (1961)	146
UNBEWÄLTIGTE SCHULDKOMPLEXE in Jenny Alonis Roman <i>Der Wartesaal</i> (1969)	156
GEFÜHLSCHAOS in Karin Strucks Roman <i>Klassenliebe</i> (1973)	164
UNBEWÄLTIGTE VERGANGENHEITSERFAHRUNG in Rainer Horbelts Roman <i>Die Zwangsjacke</i> (1973)	174
ENTFREMUNG in Sozialreportagen von Max von der Grün	182
RADIKALE SELBSTENTBLÖSSUNG in Ernst Müllers <i>Mancha</i> -Romanen (1982-1996)	190
HALLUZINATIVE WELTFLUCHT in Werner Zilligs Roman <i>Die Parzelle</i> (1984)	200
REALITÄTSVERLUST in Wolfgang Welts Romanen <i>Peggy Sue</i> (1986), <i>Doris hilft</i> (2009) und <i>Fischsuppe</i> (2014)	205
HILFLOSIGKEITSGEBÄRDEN in Walter Liggesmeyers Gedichtband <i>Schwarze Zeit</i> (1989)	218
IDENTITÄTSVERWIRRUNG in Erwin Grosches Theaterszenen und seiner Krimi-Groteske <i>Alle Gabelstaplerfahrer stapeln hoch</i> (1993)	227
GEWALTFANTASIEN in Ludwig Homanns Erzählungen und Romanen	242
KREBSERFAHRUNG (1) in Hans Dieter Schwarzes Roman <i>Rote Vogelschwärme</i> (1994)	251
ÜBERSPRUNGSHANDLUNGEN in Jörg Uwe Sauers Roman <i>Uniklinik</i> (1999)	256

IDENTITÄTSVERLUST in Martin Jürgens' Inszenierung von Robert Walsers Roman <i>Jakob von Gunten</i> (2000-2002)	266
KRANKHAFTES OBSESSIONEN in Judith Kuckarts Romanen <i>Kaiserstraße</i> (2006) und <i>Der Bibliothekar</i> (1998)	280
KREBSERFAHRUNG (2) in Michael Klaus' Romanen <i>Totenvogel Liebeslied</i> (2006) und <i>Tage auf dem Balkon</i> (2009)	288
SELBSTENTFREMUNG in Hans-Ulrich Treichels Romanen <i>Anatolin</i> (2008) und <i>Der Verlorene</i> (1998)	298
MUTTERVERLUST: Peter Wawerzineks Roman <i>Rabenliebe</i> (2010)	305
MINDERWERTIGKEITSGEFÜHLE in Andreas Mands Roman <i>Der zweite Garten</i> (2015)	321
DEPRESSIONEN in Tobi Katzes Roman <i>Morgen ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet</i> (2015)	331
NAHTODERFAHRUNG in Nina Georges Roman <i>Das Traumbuch</i> (2016)	345
TODESSEHNSUCHT in Tim Krohns gleichnamiger Erzählung (2017)	356
NO-RESTRAINT – Andreas Kollenders Roman <i>Von allen guten Geistern</i> (2017) über Ludwig Meyer, einen Pionier der Psychiatriebewegung	363
LEBENSÜBERDRUSS in Christoph Höhtkers Roman <i>Das Jahr der Frauen</i> (2017)	379
POSTTRAUMATISCHE BELASTUNGSSTÖRUNGEN in den Romanen Klaus Märkerts (2009-2019)	384

GRÖSSENWAHN in Jan Philipp Zymnys Roman <i>Grüß mir die Sonne</i> (2017)	395
AMNESIE in Christian Y. Schmidts Roman <i>Der letzte Huelsenbeck</i> (2018)	403
BINDUNGSLOSIGKEIT in Susan Krellers Jugendroman <i>Elektrische Fische</i> (2019)	413
SUIZIDGEFÄHRDUNG in Burkhard Spinnens Roman <i>Rückwind</i> (2019)	418
PHOBIEN in Helge Timmerbergs Reiseroman <i>Das Mantra gegen die Angst</i> (2019)	425
ADHS-SYMPТОМАТИК in Thorsten Nagelschmidts Roman <i>Arbeit</i> (2020)	431
VERLUSTERFAHRUNGEN in Michael Roes' Essayband <i>Melancholie des Reisens</i> (2020)	434
GESPALTENE WAHRNEHMUNG in Timon Karl Kaleytas Roman <i>Die Geschichte eines einfachen Mannes</i> (2021)	447
Dank	461